Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 121 (1995)
Heft: 26

Artikel: Aus dem Leben eines Weltenbummlers. Teil 7, Rico heisst reich
Autor: Hamburger, Martin / Kamensky, Marian
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-605740

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Rico heisst reich

VON MARTIN HAMBURGER

Dass es in New York Taxifahrer gibt, die nicht nur keinen Führerschein haben, sondern tatsächlich nicht autofahren können, ist allgemein bekannt und erstaunt niemanden, der schon mal in dieser Stadt gelebt hat. Ich habe hingegen einen blinden Lastwagenchauffeur kennengelernt, was selbst Kenner nicht für möglich halten. Doch es gibt ihn!

Im Herbst vor ein paar Jahren ging ich die Bowery hinauf, um mir bei einem Trödler einen Tisch zu kaufen. Es gibt in jener Gegend für jede Art von Gegenstand einen eigenen Laden. Es gibt Läden, die nichts anderes verkaufen als Waschbecken und Badewannen oder nur Sachen aus Chromstahl oder nur Softice-Maschinen und Grossküchengeräte. Und immer sind diese Läden von diesen Dingen vollgestopft, quillt es aus ihnen heraus auf die Trottoirs, die davon verstellt sind.

Auch ein Geschäft mit Stühlen und Tischen gab es damals; ein von Neonlicht erleuchteter Schuppen mit aufeinandergetürmten, ineinanderverkeilten Tischen jeder Grösse, einem Wirrwarr von Beinen, einer bizarren Skulptur aus Klappstühlen, Sofas, Teetischchen, zerlöcherten Autositzen, Küchenhockern, Pulten. Ich stöberte. Ich hatte mir einen massiven, schweren Tisch vorgestellt, der so gross ist, dass man ihn nie aufzuräumen braucht, einen wie Hemingway hatte, einen langen, breiten Tisch aus Eiche oder Nussbaum und dunkel gebeizt. Doch gab es nichts dergleichen. Ich musste froh sein, wenn ich einen Tisch fand, der nicht wackelte.

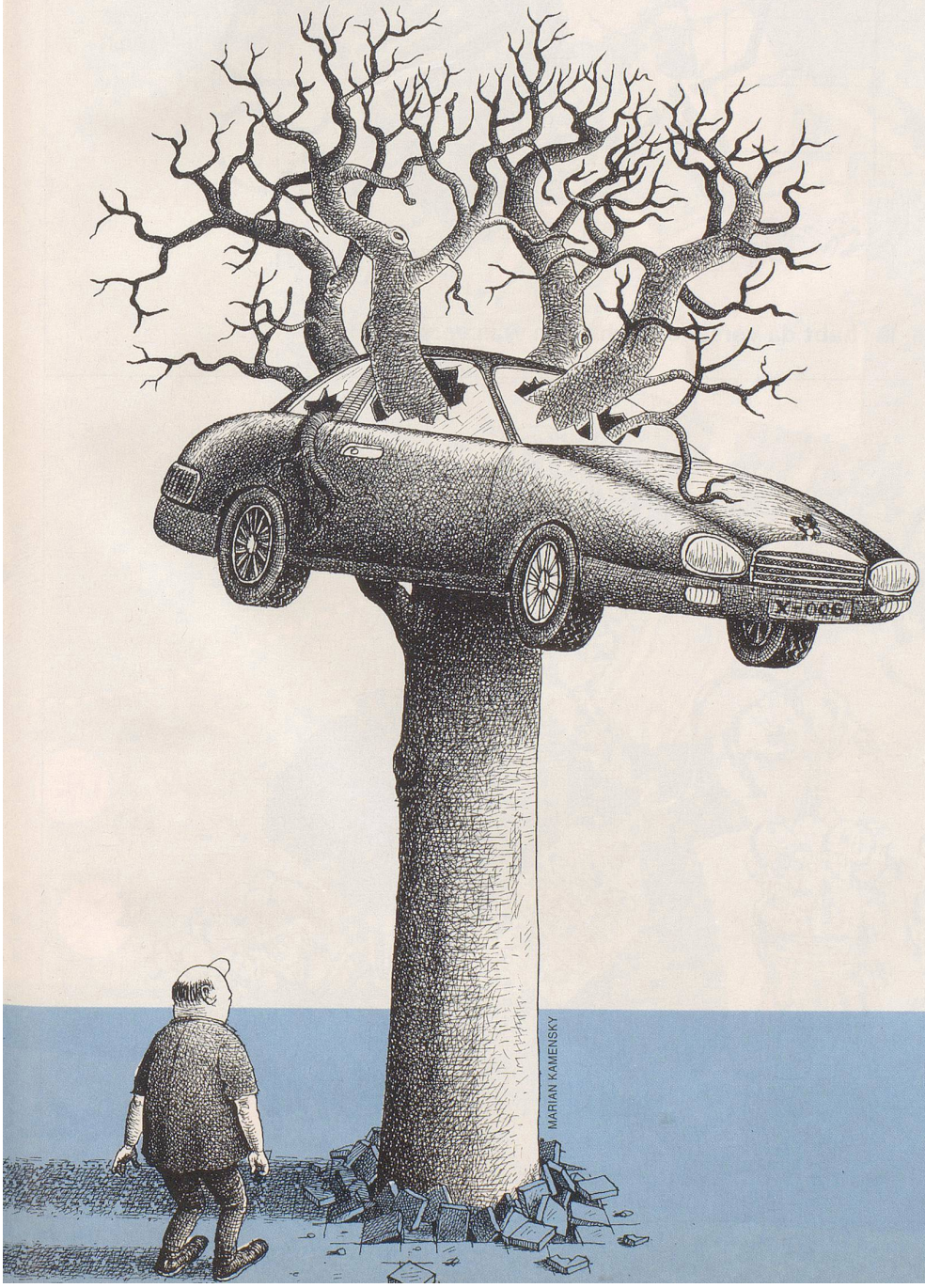
Draussen wurde geschimpft. Jemand schrie und polterte und schien sich über etwas masslos aufzuregen. Offenbar war es der Boss, und der Lärm galt einem Angestellten, der ein paarmal vergeblich zu widersprechen versuchte. Dann kam der Boss herein und fluchte vor sich hin. Ein schwerfälliger, bierbäuchiger Bürolistentyp mit grauen, ungepflegten Haaren. Er fragte mich, was er für mich tun könnte. «Ich will einen Tisch», sagte ich. Mein Satz war kaum ausgesprochen, als er wütend «Nehmen Sie den» sagte und mit der Handfläche mehrmals auf das erstbeste Möbel schlug, was wohl heissen sollte, dass er diesen für ein gutes, währschaftes Stück hielt. Es war aber grässlich, ein mickriges Ding mit Metallbeinen und Kunststoffplatte. «Eher nicht», sagte ich freundlich, doch er fiel mir ins Wort, schlug auf den danebenstehenden Tisch und brüllte ungehemmt: «Dann nehmen Sie halt den!» Seine Stimme war wie ein Pressluftbohrer. Allmählich beruhigte er sich, half mir sogar ein paar Tische herunterzuheben, um einen darunterstehenden wegzuschieben. Meinen Wunschtisch fand ich nicht, aber wenigstens einen, der stabil war. «Dreissig Dollar», sagte der Boss. Ich bot die Hälfte, aber unter zwanzig ging er nicht. «Zwanzig mit Lieferung», schlug ich vor, doch mit der Lieferung wollte er nichts zu tun haben. Er rief laut einen Namen nach hinten, worauf aus dem Dunkeln ein kleiner Mann auftauchte, ein Latino, um die fünfzig Jahre alt, mit nicht besonders muskulösen, aber sichtbar sehnigen Armen. Da im Gang, auf dem er langsamen Schrittes daherkam, jemand herumstand, schrie der Boss «Platz da, aus dem Weg!» und nahm den Mann beim Arm und führte ihn zu mir. Der Mann tastete den Tisch ab, hob ihn kurz auf, stellte ihn hin und wollte wissen, in welche Strasse es gehe, in welchen Stock und ob das Haus einen Lift habe oder nicht. Dann machte er den Preis, der höher war als der Preis des Tisches. Meinetwegen. Er pfiff durch die Finger, und alsbald standen zwei Knaben im Alter von sieben und neun Jahren vor ihm, dienstbereit wie Heinzelmännchen. Der Mann packte den Tisch – die Platte vors Gesicht, die Beine nach vorn gerichtet –, und die Knaben fassten zu beiden Seiten je ein Bein, brachten den Tisch so zu einem Kleinlaster, der in der Nähe geparkt war und verstauten ihn im Laderaum. Der Mann kletterte auf den Fahrersitz. Der jüngere Knabe blieb im Laderaum und schloss die Türe von innen. Der ältere stand bei der Türe des Beifahrersitzes und forderte mich auf, einzusteigen. «Und wer fährt?» fragte ich. «Wir», sagte der Knabe. «Steigen Sie ein!»

Kaum sass ich, liess der Mann den Motor an, fuhr aus der Parkfläche auf die Fahrbahn – zufälligerweise war diese frei –, gab Gas und brauste davon. Mit einem Mal wurde mir klar, dass ich auf einen Trick hereingefallen war. Da der Blinde offenbar nicht blind war, würde es nun auch nicht nach dem verlangten Ziel gehen, sondern irgendwohin. Der Tisch war bloss ein Köder, dachte ich, hatte aber keine Ahnung, was die mit mir vorhatten. Ich bereitete mich auf einen Überfall vor. Geld hatte ich zwar keins auf mir, und ich sah ja auch nicht danach aus. Ich malte mir aus, für welchen Zweck ich als Geisel dienen könnte. Niemand sprach ein Wort, aber die Knaben redeten oder sangen fast ununterbrochen etwas vor sich hin, das wie ein Rap auf spanisch klang. Der eine aus der Tiefe des nach vorne offenen Laderaums, der andere neben mir sitzend. Ich wurde nicht klug daraus. Zuwei-

len steigerten sie sich, wurden hektisch, was mich nervte. Wahrscheinlich will man mich auf diese Weise mürbe machen, dachte ich. Es schien alles zusammenzupassen. Erstaunlich war nur, dass wir anscheinend auf dem Weg zu meiner Adresse waren.

Einmal, als wir bei Rotlicht eine Weile stillstanden und die Jungens ruhig waren, fragte ich, was ihr Gebrabbel auf sich habe, doch da ging es gleich wieder los. Wir fuhren auf der mittleren Spur. Ein Chevrolet überholte uns rechts und zwängte sich herein. Der Mann bremste scharf und zog den Kopf ein. Hinter uns ein Quietschen und Hupen. Der Latino verfluchte eine Reihe von Heiligen und hupte ebenfalls. Sein Lenkrad war mit Kerben verziert. Kurz darauf streifte uns ein Bus.

Aber alle kamen wir heil an, und der Tisch wurde in den vierten Stock hinaufgetragen. Warum er sich blind gestellt habe, fragte ich den Mann, und er antwortete: «Ich *bin* blind.» Und dann, während wir Coca-Cola tranken – das einzige, was ich den Leuten anbieten konnte –, erklärte er mir die Zirkusnummer, die er mit den beiden Buben, die seine Kinder waren, jahrelang einstudiert hatte. Es war eine Überlebensnummer, die darin bestand, mit einem Kleinlaster durch New York zu fahren, ohne etwas zu sehen. Er schaffte dies mit zwei Hilfsmitteln: einem gekerbten Lenkrad, mit dem er die genaue Stellung der Vorderräder ablesen konnte, und mit einem akustischen Radarsystem, welches ihm die Verkehrssituation vergegenwärtigte. «Der Rückspiegel, das ist Ramon», sagte der Mann, und der so hiess, grinste mich an und stellte sich zum Scherz in Siegerpose. «Er guckt durchs Fenster der Hintertüre und teilt mir mit, was hinter uns passiert. Wie nahe ein anderes Auto aufgeschlossen hat, ob er überholt und so weiter.» – «Und ich schaue nach vorn», warf der grössere Knabe ein. «Stimmt», sagte der Mann, «José hilft mir beim Lenken.» Und sie fingen an, mir die zahlreichen Codes zu erklären, die nötig waren, um ihr Auto fernzusteuern – eine hochkomplizierte Angelegenheit. «Wenn wir nicht ganz präzise sind, dann kracht's», sagte der Mann lachend.

Ich wollte wissen, warum sie das machen. «Ich war Chauffeur, als ich noch gesehen habe, und ich möchte Chauffeur bleiben», sagte der Mann und fügte hinzu: «Die Rente allein ist zu wenig.» Ob es nicht einfacher wäre, wenn José fahren würde, fragte ich, und die drei brachen in Gelächter aus. Das ginge selbstverständlich, obwohl die Beine noch nicht ganz zu den Pedalen hinunterreichten, aber hinter dem Steuer fällt ein blinder Erwachsener weniger auf als ein kleiner Bub, der etwas sieht.

«Und wann geht ihr zur Schule?» fragte ich die Jungens. «So oft wie möglich», antworteten sie. «Die Schule ist wichtig», meinte der Mann, «meine Söhne wollen mal zu den Bullen, da muss man gebildet sein.» – «Weil es so viele Räuber gibt», ergänzte Ramon. Sie seien eben arm, sagte der Mann mehr als einmal. Sie seien aus Santo Domingo, und dieses Land sei noch ärmer als Puerto Rico. Im Vergleich zu ihnen seien die Ricos reich, das liege schon am Namen. «Rico heisst reich.» □